

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 6.

Donnerstag, 7. Januar

1932.

Das Spiel mit dem Feuer.

Roman von HORST BODEMER.

(14. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ja, Gamstridel“, erwiderte Niedenstein, und sah sie dabei so herrisch an, daß ihr der Mut entfiel, weiter zu fragen. Und da fuhr auch gerade das Trabergepäck vor. „Baronesse, länger darf ich Sie nicht aufzuhalten! Haben Sie Dank, daß Sie unter mein Dach getreten sind!“

Zum Wagen geleitete er sie. Die Wolfshunde bellten wie nicht gescheut. Half ihr beim Einsteigen. Verbeugte sich dann stumm. Einen Blick zum Kutscher. Die Traber zogen an.

Egbert Niedenstein sah hinter Theres Höltlin her. Wieder stand die tiefe Furche von der Nasenwurzel quer über der Stirn. Und dann drehte er sich schroß um und ging in sein Haus...

Kamilla Merun fuhr auf in ihrem verdunkelten Zimmer von der Chaiselongue. Am Hufschlag hörte sie: das waren seine Traber! Sie stürzte an die geschlossene Jalousie. Die Theres saß in seinem Wagen — die Theres!

Mit Stöhnen und doch einem Funken von Hoffnung legte sie sich wieder hin. Wie war das möglich? ... Sie mußte sich einige Zeit gedulden, denn die Baronesse war erst in ihr Zimmer gegangen, um ein Trinkgeld für den Kutscher zu holen. Und dann war sie auch noch einige Zeit in der Diele stehengeblieben. Ihr Herz schlug ja ganz rasend! Und was wollte sie eigentlich ihrer Cousine sagen? Die Wahrheit natürlich. Aber die war doch so lämmertisch!

„Ja, hör' mal“, mehr vermochte die Gräfin Merun nicht zu sagen.

Die Theres setzte sich zu ihr auf die Chaiselongue. Erzählte, wie der Zufall, droben in den Eichen, seine Hand im Spiele gehabt hatte, was dann geschehen war.

„Und kein Wort hat er von mir gesagt?“

„Kein Wort, Kamilla! Und ich hab' doch, mit aller Vorsicht, versucht, ihn ein paar Mal zum Reden zu bringen... Er hat eine Art, gegen die kommt man net hoch!“

„Die kenn ich“, war die müde Antwort.

„Und ich muß doch vorsichtig sein! Wir dürfen uns keine Blöß geben! Meinst, ich hab' mich net gewehrt, mit ihm herunter nach Meggelbronn zu laufen? ... Es hat nix genutzt!“

„Nein, es nützt nix — man muß!“ Und dann fuhr Kamilla Merun jäh auf. „Du, laß dich von ihm nur net ungünstlich machen!“

„Aber was denkst! ... Dir will ich doch helfen!“

Jäh kam über Theres Höltlin die Erkenntnis, wenn sie noch ein paarmal mit dem Rittmeister zusammentraf, würde sie die Besiegte sein.

Da ging sie schnell aus dem Zimmer und ließ ihre Cousine allein.

September war's geworden. Der Hofrat Perkunius hatte jetzt in Genf Telegramme aus Berlin zu entziffern oder solche für Berlin in Geheimschrift umzusetzen. Er hatte immer zur Verfügung zu stehen, konnte sich nie auf längere Zeit vom Hotel entfernen, nicht bei Tag und nicht bei Nacht. An ihm rasten die Journalisten vorbei, die

sich bei den führenden Mitgliedern der deutschen Delegation Auskunft holen wollten. Über die wichtigen Begebenheiten wußte der Hofrat ganz genau Bescheid, aber auch der geschickteste Ausfrager hätte nichts aus ihm herausgebracht. Das war nicht seine Sache. Der Herr Minister des Auswärtigen war hier der Feldherr, der wissen mußte, was gesagt werden sollte oder durfte und was verschwiegen bleiben mußte. Zu unbedingter Verschwiegenheit war der Hofrat Perkunius verpflichtet gegen jedermann, nicht einmal seinem Gesicht war es anzusehen, ob die Dinge ließen, wie Deutschland es wünschte oder nicht.

Frau Perkunius hatte, nachdem ihr Mann abgereist war, mit ihrer Tochter Frau Helmboldt aufgesucht.

„Um unsere Heimkehr anzumelden! ... Schade, daß Sie nicht länger in Zinnowitz bleiben konnten, meine Liebe! Nun, nur um zwei Ecken und wir können uns sehen. Außerdem haben wir beide ja Fernsprecher!“

Herzlich hatte Frau Helmboldt Mutter und Tochter die Hände geschüttelt. Nach dem Herrn Hofrat gefragt, nach Zinnowitz, nach Bekanntschaften, die man dort gemacht. War dann allmählich auf ihren Sohn übergegangen. Dass die gute Frau Perkunius nicht nach ihm hatte fragen wollen, war ja begreiflich.

„Luz hatte einen wunderbaren Feisthirsch geschossen! Zwölfender! Denken Sie nur, Fräulein Ella! Um diese Jahreszeit ist der Hirsch sehr „heimlich“, so nennt man das in der Jägersprache. Mein Sohn hat lange auf ihn pirschen müssen, ihn aber auch dann mit einem ganz tadellosen Blattschuß gestreift. Er war länger fort, als er wollte. Nun steht er bis über die Ohren im Betrieb. Die Leipziger Herbstmesse beginnt bald. Wir stellen natürlich aus. Immer Neues muß man bringen — Apelles und doch Bequemes. Bleibt man nicht auf der Höhe, kommen die Bestellungen nicht so ein, wie es wünschenswert ist, dann müssen Arbeiter entlassen werden, und um den Reingewinn sieht es windig aus. Dazu kommen die hohen Steuern! Ja, ja, liebes Fräulein Ella, ein Fabrikant hat es nicht leicht. Gerade jetzt werden die neuen Entwürfe ausgeführt in der Fabrik, viele werden schließlich verworfen, der Rest, der bleibt, muß erstklassig sein. Dann laufen auch die Bestellungen zufriedenstellend ein, denn unsere Firma hat ihren alten, guten Ruf. Und kann, Gott sei Dank, längeren Kredit einräumen als manche andere. Das ist bei der herrschenden Geldknappheit von großer Bedeutung!“

Frau Perkunius fand, daß die gute Frau Helmboldt ein wenig zu deutlich auf die gute Lage angespielt hatte, in der sie sich befand. Andererseits war es nicht unbegreiflich. Ihr Luz sollte ja um Ella werben. Und da war's doch gut, man wußte, daß nicht eines Tages der Pleitegeier auf dem Dache der Fabrik saß.

Ihre Tochter aber war eine recht stumme Zuhörerin. Sie lächelte ab und zu. War gespannt, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden. Herr Helmboldt sollte um Gotteswillen nicht glauben, daß sie ihm gerührt in die Arme taumelte. In den letzten Tagen hatte sie in Zinnowitz einen ganz reizenden Menschen kennengelernt. Den

großen, schlanken, brünetten Gerichtsassessor Mylbris aus Bielefeld. Er hatte ihr ganz ausgezeichnet gefallen, war ein recht heftiger Kurmacher gewesen. Auf ihre Frage, so ganz gelegentlich, ob er nicht den Wunsch habe, nach Berlin versetzt zu werden, hatte der Herr Gerichtsassessor aber große Augen gemacht, ganz arg den Kopf geschüttelt und gesagt:

„Berlin? Um Himmelswillen, ich will mich doch nicht tot arbeiten und die Schwindsucht vor Ärger bekommen!“

Hatte dann ein Loblied auf Bielefeld und seine wunderliche Umgebung angestimmt, die das gnädige Fräulein unbedingt baldigst kennenlernen müsse, und dann einen langen Vortrag über den Totalpatriotismus der Berliner gehalten, der einerseits durchaus begreiflich wäre, jeder liebe seine Heimat, andererseits verflachte man aber in der Großstadt, trotz der vielen Möglichkeiten, sich weiter zu bilden, weil man aus der Hast gar nicht herauskäme und nichts mit ruhigen Augen betrachten könne . . . Und war dann sehr deutlich geworden.

„In jungen Jahren läßt sich noch jeder Baum verpflanzen. Schließlich liegt die Heimat des Weibes doch an dem Herzen des Mannes! Und was hat die Frau, die ganze Familie, wenn der Mann und Vater verärgert und abgeradelt vom Dienst nach Hause kommt? Sehen Sie die Dinge einmal von diesem Standpunkt an, mein gnädiges Fräulein!“

Herr Mylbris hatte es mit grohem Nachdruck und einem sehr herzlichen Unterton gesagt, sie hatte gelächelt, dabei war ihr doch ein bißchen weh ums Herz geworden. Im stillen Kämmerlein aber hatte sie ihren braunen Pagenkopf geschüttelt, das schmale, lehr hübsche Näschen gerümpft, die Lippen aufgeworfen und die Rückständigkeit des Herrn Gerichtsassessors bedauert. Sie und in die Provinz heiterten, das war ganz ausgeschlossen! Und ein Freier stand in Reserve. Der in der alernächsten Zeit antreten würde und den sie sich recht genau ansehen wollte. Frau Fabrikbesitzer, mit Kraftwagen, sorgenlosem Leben, einen Mann, der unabhängig war von Vorgesetzten, selbst der ruhige Vater flachte manchmal über die Launen der hohen Herren im Reichsministerium des Auswärtigen, das war immerhin ein Ziel, das einen Reiz für sie hatte . . .

Luž Helmboldt aber sah Tag für Tag von acht Uhr morgens bis sechs Uhr abends in seinen Geschäftsräumen oder ging durch die Fabrik. Als in der Nähe zu Mittag und kam abends abgepannt nach Hause. Wenn nicht ab und zu Geschäftsfreunde gekommen wären, denen er sich auch am Abend widmen mußte, hätte er keinerlei Zeitstreuung gehabt. Selbst am Sonntag arbeitete er zu Hause, oder tat wenigstens so, gab auf Fragen der Mutter einsilbige Antworten, nur damit sie ja nicht das Gespräch auf die Jagd brachte. Sie hatte dann eine Art, ihm die Würmer aus der Nase zu ziehen, gegen die schwer anzukämpfen war. Und dann schob ihm leicht der Ärger hoch und er wurde grob . . . Am liebsten wäre er schon längst wieder in die Wälder geflüchtet. Aber die bevorstehende Leipziger Messe machte viel Arbeit. Ein großer Wurf gelang nicht immer. Dieses Mal hatte er das Gefühl, die Neuheiten, die er herausbrachte, würden von der Konkurrenz übertrumpft werden. Vielleicht kam's auch nur daher, daß seine Nerven ganz arg rebellierten. Hoffentlich! Die albernen Redereien der Zi-geunerin waren ihm wieder eingefallen! Weinen um ein Mädel? Herzkrämpfe? Du lieber Gott, die Baronesse Höltlin machte ihm keiner streitig. Nicht in Mitteldeutschland und nicht in der Steiermark. So viel Menschenkenntnis besaß er doch, sie hatte keinen, an dem ihr Herz hing. Irgend einmal hätte sie sich sicher verraten. Aber ob sie mit ihm nur Katz und Maus spielte, das war freilich eine ganz andere Frage. Daraüber möglichst bald klar zu sehen, das wollte er! Und konnte doch ganz unmöglich fort. Was hätten sonst seine Profuristen denken sollen? Und vom Finanzamt lagen auch noch ein paar Schreiben da, die ihm Kopfschmerzen machen.

Als er am Samstagnachmittag nach Hause kam, der Ärger stand ihm bis zum Hals, denn ein größerer Abschluß, mit dem er bestimmt gerechnet, hatte sich heute

morgen zerschlagen, fragte ihn seine Mutter, ob er sich für den Sonntag irgend etwas vorgenommen habe?

„Nein, schlafen will ich! Die Woche hat mir nämlich ganz und gar nicht gefallen!“

„Trotzdem wirst du morgen vormittag bei Perlunius deinen Besuch machen müssen, denn ich hab' Frau und Tochter zum Mittagessen eingeladen. Der Herr Hofrat ist noch in Genf!“

Der Kopf fuhr Luž Helmboldt in den Nacken. Er sah seine Mutter recht freundlich an.

„Da wird mir ja nichts anderes übrig bleiben! Aber deine Heiratspläne solltest du lieber nicht weiterspinnen, denn sie führen nicht zum Ziel! . . . Ich fürchte auch, einen guten Gesellschafter werde ich morgen nicht abgeben!“ Und dann wurde er heftig: „Ich hab' den ganzen Kopf voll jetzt mit meinen Geschäften! Du bist doch im Bilde! Läß die Messe erst vorüber sein!“

Frau Helmboldt überspannte den Bogen nicht. Aber einen kleinen Sieb wollte sie ihrem Sohne doch geben.

„Ablenkung wird dir gut tun! Die kannst du auch in Berlin finden, dazu brauchst du nicht auf die Jagd zu gehen!“

Luž schwieg. Er kannte sich aus in seiner Mutter. Wurde er ungehalten, kamen die neugierigen Fragen, die er nicht beantworten wollte. Auch noch gar nicht konnte! Aber er nahm sich vor, die Dinge mit möglichster Beschleunigung der Entscheidung zuguttreiben.

Am Sonntagvormittag machte Luž Helmboldt auf der Nachodstraße seinen offiziellen Besuch. Er wurde von den Damen sehr freundlich empfangen. Ella zeigte sich von der liebenswürdigsten Seite. Sie war ein echtes Großstadtkind. Gar nicht besangen. Verstand, ihm die Jungs zu lösen. Fragte nach der Jagd. Wasser war das auf seine Mühle. Er erzählte seine Pirsch auf den Feilthirsch. Wurde dabei recht lebhaft. Und dann konnte er sich verabschieden. In einer reichlichen Stunde sah man sich ja wieder . . .

Als er gegangen war, blickte Frau Perlunius ihre Tochter mit einem Lächeln an. Worte bedurfte es nicht.

„Gar nicht so übel!“

„Nicht wahr, Ella? Du darfst nicht vergessen, er ist unter Mutterhänden groß geworden, die Verschüttung im Kriege hat seine Entwicklung jahrelang aufgehalten. Gottlob ist er ja vollkommen wieder hergestellt. Bekommt er die richtige Frau, wird er sich sehr gut machen. Daraüber sind Frau Helmboldt und ich uns ganz einig!“

Nun lächelte die Tochter. Und später wieder die Mutter, denn ihre Ella hatte das rote Seidenkleid angezogen, das ihr vorteilhaft stand . . .

Frau Helmboldt hatte nicht den geringsten Grund, über ihren Sohn zu klagen. Er war ein vollkommener Kavalier. Konnte reden wie ein Buch. Ein paar ganz gute, harmlose Witze verstand er, anzubringen. Und dann stochte ihr der Herzschlag mit einem Male. Hatte er diese angenehmen Umgangsformen draußen in seinem Revier gelernt? Dann ließ das Schlussfolgerungen zu. Nebenbei hatte er einmal gesagt, daß er ein paar Abende bei der Gräfin Merun verbracht. Und scharfsinnig hatte sie weiter geschlossen, daß die verwitwete Frau Gräfin ihren Jagdpächter sicher nur deshalb wiederholt eingeladen hatte, weil Besuch im Hause war. Damenbesuch!

Herrgott, sie sollte doch ein armes Mädel gewesen sein! Wenn die Gräfin eine hatte kommen lassen, die sie unter die Haube bringen wollte, und die wahrscheinlich auch nichts hatte! . . . So eine aristokratische, die ihre Jose haben wollte und einen Diener zum Servieren! Und nicht mal eine Aussteuer mitbrachte! . . .

Nach dem Kaffee ließ sich Frau Perlunius nicht mehr halten. Wie hätte das denn ausgesehen, wenn sie den Besuch zu lange ausgedehnt?

„Nein, nein, meine Liebe! Zu gütig! Aber wir haben noch einen Brief nach Genf zu schreiben, der unbedingt heute abend fort muß! Wir werden nicht versehlen, mitzuteilen, wie schön wir den Sonntag verbracht haben! Und hoffen, sobald mein Mann zurückgekehrt ist, sehen wir Sie mit Ihrem Sohn bei uns!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Ratteninsel.

Der größte Getreidehafen. — Hundertzwanzig Wagen Getreide werden vierteljährlich durch Ratten aufgefressen.
Die Herrschaft der Ratten über die Insel. — Ein lebender Mensch wird von ihnen zerrissen.

In Rosario de Santa Fé in Argentinien befindet sich am Paraná ein großartiger Güterumschlagsplatz, der über sieben Kilometer Ufergelände einnimmt. Es ist wohl der größte Getreidehafen der Welt, in den Oceanschiffe mit größtem Tiefgang gelangen. In diesem Teil macht der Paranáfluss ungeheure Windungen, die die Rauchheit seiner Strömung ein wenig hemmen. An der Mündung besitzt der Fluss nun als Rio de la Plata eine Breite von ungefähr hundert Kilometern.

Nach der Ernte bietet der Hafen einen großartigen Anblick. Die wohl sonst nirgends zu sehenden Riesenhaufen von Weizen und Mais bilden geradezu Berge, und Tausende von Schiffen sind nötig, um sie über den Ozean zu bringen.

An Brot fehlt es in diesem Lande nicht.

Eine „privilegierte“ Arbeit in Argentinien ist die Verladung dieser Getreidehaufen auf die Schiffe. Es ist eine dreimal besser als jede andere bezahlte, gleichzeitig aber eine schwere, von morgens bis abends in der Sonnenglut andauernde Arbeit. Durchschnittlich fallen auf jeden Mann siebenhundert Säcke zu achtzig Kilogramm, die von dem Riesenhafen auf die Mole oder aufs Schiff gebracht werden müssen.

Ungewöhnlichen Sturz, selbst wenn sie sehr kräftig sind, am ersten Tage Blut durch Mund und Nase heraus. Der eine oder andere wirft diese „Sträflingsarbeit“ hin, während die Energischeren bis zum Abend aushalten. So schleppst sich ein glühender Tag nach dem anderen in tierischer Arbeit dahin, die zweite und dritte Haut fällt, von den Weizen- oder Maisfäden abgerissen, ab, da man nicht arbeitet; hier und da wird ein Mensch ohnmächtig, wird mit einem kalten Wasserstrahl überschüttet, wacht auf und nimmt wieder neue Säcke, um sie zu heben, zu schleppen . . . zu schleppen . . .

Die größte Qual dieser Arbeit bilden aber die Ratten, von denen es hier wimmelt. Und fast in jedem Sack, den solch ein „weißer Neger“ trägt, kann man eine Ratte erblicken, mit der man häufig einen Kampf ausfechten muß. Denn dieses widerwärtige und gefährliche Nagetier bemüht sich, auf dem Wege zum Schiff zwischen Sack und Hals ein Versteck zu finden. Gewöhnlich bringt man das Tier bis zum Steg, zieht es dort mit plötzlichem Ruck hinterm Hals hervor und wirft es ins Wasser oder schleudert es kräftig an die Seitenwände des Schiffes. Mit der anderen Hand wird unterdessen der Sack auf dem Rücken gehalten. Es handelt sich also um eine verzweigte Tätigkeit, da man darauf achten muß, daß der Sack nichts ins Wasser fällt und sich die Ratte nicht in Hände oder Hals verbeißt, da auch das vorzukommen pflegt.

Unwillkürlich denkt man darüber nach, woher diese vielen Ratten in die Säcke gelangen, bis man eines Tages gewahrt, wie eins dieser Nagetiere von einem hohen Sackhaufen, neben dem ein Arbeiter vorbeigeht, herabpringt und sich unter dem von diesem Mann getragenen Sack versteckt.

Die Ratte ist ein ungemein dreistes Wesen. Wird ihr der Weg abgeschnitten, dann wehrt sie sich hartnäckig, wirft sich auf den Menschen und beißt ihn.

Die Hafen- und Schiffsratten sind besonders verbissen, und ihre Geduld muß geradezu bewundert werden. Sie sind auch klug und einfallsreich. Welche Verödungen sie anrichten, darüber gibt die Hafenstatistik unter der Rubrik „Verluste beim Verladen“ die beste Auskunft. In einem einzigen Vierteljahr wurden zwölftausend Tonnen, das sind hundertzwanzig Wagen, Getreide von ihnen verzehrt.

Kein Wunder also, daß zwischen den Ratten und den Versicherungsgesellschaften ein erbitterter Kampf ausgefochten wird. Auf der einen Seite steht die nach Millionen von Kämpfern zählende Rattenarmee, auf der anderen die ebenfalls lebhafte Armee besonders dressierter Rattenfänger und Foxterriers, denen außerdem noch Tausende von Fällen und Fanggruben, Giftgassen, Bazillen der Rattenepidemie und Tausende anderer, aber doch ungenügender technischer und chemischer Mittel zur Seite stehen.

Darüber hinaus gibt es eine ganze Reihe von Wächterschulen, die auf die Rattenjagd gehen, für die sie außer ihrem festen Gehalt noch eine Prämie für jedes Stück erhalten.

Aber auch das alles hilft nicht viel, denn an Stelle einer getöteten Ratte kommen Hunderte von neuen. Eine solche Ratteninvasion, unabhängig von den Millionen ständig angestellter Ratten, wiederholt sich in Rosario de Santa Fé zwei bis dreimal im Jahre, besonders in der Zeit der Flut des Wassers des Paraná.

Dann leidet nicht nur die ganze Ufergegend zusammen mit Hafen und Magazinen unter dieser Plage, sondern in

noch höherem Grade die Inseln des Archipels auf dem Paraná zwischen den Provinzen Santa Fé und Entre Ríos.

Die mit der Strömung des mächtigen Flusses heran schwimmenden, unübersehbaren Herden ausgehungerter Nagetiere, die von den überfluteten Inseln und Ufern verschwommen waren, suchen Rettung auf den Inseln des Unterlaufs des Flusses oder auf den höhergelegenen Ufern, die vor der Überflutung geschlügt sind, und vernichten dann eine solche Insel und alles, was auf ihr wächst und lebt.

Vor ungefähr drei Jahren erreichten die Wasser des Paraná während der lange anhaltenden Regenzeit in den brasilianischen Bergen und in den südlichen Provinzen Argentiniens eine ungewöhnliche Höhe. Auf einer der Inseln wohnte der Kolonist Broglie zusammen mit seiner Familie in einem auf Pfählen erbauten Hause. Er besaß eine Maisplantage von etlichen zehn Hektar und einigen zehn Stück Kindern und Schweinen. Als er das immer stärkere Anwachsen des Wassers sah, beschloß er, sich für alle Fälle mit der Familie auf das Festland in Rosario zurückzuziehen. Er brachte sein Inventar auf eine Erhöhung der Insel und überließ es dem Schiff, während er selbst auf einem Motorboot mit seiner Familie und seinem Hund auf das in der Ferne schimmernde Ufer lossteuerte.

Die Überschwemmung dauerte einige Tage. Als die Wasserstände etwas sanken, fuhr er mit seinem Sohne nach der Insel zurück. Da die dort herrschende Strömung ein Anlegen nicht möglich machte, ließ er seinen Sohn ans Ufer springen, während er selbst mit seinem Motorboot an einen bequemen Landungsplatz fahren wollte. Kaum hatte er sich einige Meter entfernt, als er trog des Lärms des Motors das marktschüttende Schreien seines Sohnes vernahm. Er kehrte sofort um und sah vom Wasser aus, wie sich sein Sohn, ein hochgewachsener, ungefähr fünfzehn Jahre alter Junge, in die Strömung warf. Er steuerte nach dieser Richtung sein Motorboot, und als er an jene Stelle kam, sah er voll Grauen, daß eine unübersehbare Menge ausgehungerter Ratten die Reste des Körpers seines einzigen Sohnes aufzehrten. Dieses furchtbare Ereignis hatte sich während einiger Minuten abgespielt. Zur Verzweiflung hatte er keine Zeit, da rings um das Motorboot das Wasser unter dem Andrang der Rattenmassen zu wirbeln begann, die in das Schiff zu gelangen versuchten, weil sie hier ein neues Opfer witterten. Der unglückliche Vater flüchtete mit Mühe und Not, und die Ratten folgten dem Boote bis in den Hafen hinein. Als einige Stunden später eine ganze Abteilung der bewaffneten Feuerwehr nach der Insel fuhr, und ferner eine Sanitätskolonne, die mit den neuesten technischen Mitteln ausgerüstet war und eine ganze Schar dressierter Hunde mit sich führte, sah eine wahre „Bartholomäusnacht“ ein. Dieser Kampf dauerte einige Stunden lang.

Als am nächsten Tage der verzweifelte Kolonist mit den Behörden zurücksprach, sah er auf einem Hügel einen Haufen Knochen seiner Kühe, Pferde und Schweine, während das gesamte Haus ebenfalls von den Ratten bis auf den Grund zerstört war.

Wer ein radikales Mittel gegen die Rattenplage erfinden würde, könnte sich neben dem Ruhm ein Riesenvermögen verdienen.

De Gatz.

So ännre ganz infame Lieche:
Da schbricht vom falschen Gatzenvieche
Dr Mänsch un dut mich schwär beleidchen!
Nee, dadruff muß ich mich verteidichen.
Mei Hörr, bei däm ich frieher war,
Däm dient ich jimmähwes Jahr.
Dann nahmer sich 'ne junge Frau,
Die machte wächen mir Radau.
Nu gurz un gut, ich mußte fort.
Da jah'ch nu sätz am främden Ort.
Doch blieb ich bloß een Daach da hoden,
Dann machte ich mich uss de Soden.
Nach siemunvärzich Dibbesschtunden
Hatt'ch zu mein Hörrn zurückgefunden.
Där hat vor Riehunk schill geweent,
Un das hat ooch de Frau verlehnnt.
„Ja“, saachten beede dann voll Reie,
Das is ä Fall von Gatzendreie!
Drum, wär noch mal von Falschheit schbricht,
Däm hubb' ich sauchend ins Gesicht.

Line Voigt.

Friedrich der Große und Gertrud Mara.

Eine historische Skizze von Otto N. Gervais.

Nach dem Siebenjährigen Kriege war des Königs einstige Begeisterung für die Kunst und namentlich für das von ihm erschaffene und gepflegte Berliner Opernhaus durch die wirtschaftlichen Nöte seines Landes dem Erstenden nahe. Da, er stand vor der Wahl, seine Oper zu schließen oder sie einem italienischen Vöchter zu überlassen, der ihm ein verlockendes Angebot gemacht hatte. Den Bemühungen seiner Konzertmeister Benda und Quanz gelang es schließlich, ihn von diesem Plan abzubringen; allerdings wiesen beide darauf hin, daß es unbedingt nötig sei, die deutsche Oper durch Verpflichtung einer überragenden Primadonna anziehend für das Publikum zu gestalten. „Die göttliche Astrua“ war tot; ebenso der Tenor Salimbeni, die beide der Oper einst Glanz und Ansehen gaben. Deutsche Sänger und Sängerinnen hatten den König stets enttäuscht. Jetzt allerdings gestatteten es seine Finanzen nicht, sich wiederum aus Italien eine Sopranistin zu holen. So wurde der theaterfremde Intendant Graf Zierotin in die deutsche Gage geschickt, um eine Primadonna vom Range der unvergleichlichen Astrua für den König und seine Oper aufzutreiben.

Für Zierotin wäre es leichter gewesen, dem König ein Bataillon Soldaten als eine erstklassige Sopranistin zu suchen. Müllös kam er zunächst in Leipzig an. Er ahnte nicht, daß ihm schon hier die Mützen gewogen sein sollten. Da wurde ihm auf einem Gesellschaftsabend bei dem gastfreundlichen Verleger Schönkopf eine junge Dame vorgestellt, die Demoiselle Schmeling. Ihr Vater, der Stadthändler Schmeling, hatte sie im Gesang ausgebildet, und sie sollte nun, um den letzten Schliff zu erhalten, nach Italien reisen. Einige Lieder, die sie an diesem Abend zum besten gab, ließen Graf Zierotin aufhorchen. Er traf mit dem alten Schmeling die Abmachung, die Demoiselle möge über Berlin reisen, er wolle sie dort — völlig unverbindlich zunächst — seinem König vorstellen. Er glaubte ja selbst noch nicht an sein Glück, das ihm diese herrliche Stimme in den Weg führte. —

Der König hatte die regelmäßigen Kammerkonzerte in Sanssouci wieder aufgenommen. Eines Abends, nach dem die Demoiselle Schmeling längst in Berlin eingetroffen war und bereits ungeduldig auf Weiterreise drängte, da die Einladung Friedrichs ausblieb, wurde sie zum König befohlen. Sie kam nach Sanssouci und hörte hier — was ihr Verhängnis werden sollte — bevor sie noch die Gemächer betreten hatte, ein Cello-Solo des Konzertmeisters Mara, eines glutäugigen, leidenschaftlichen, aber auch hemmungslosen und leichtsinnigen Böhmen, der aus der Kapelle des Prinzen Heinrich stammte. Gertrud Schmeling war von dem Spiel Baptist Maras ergriffen. Und sie verspielte ihm ganz, als sie seine schlanke, sehnige Gestalt sah, sein schwarzes Haar, sein ungezwungenes, freies Benehmen inmitten dieser Großen.

Friedrich war zunächst misstrauisch gegen die Jugend der Demoiselle. Er sprach mit ihr über ihre Ausbildung, ihre Lehrer, ließ sie dann die Arie aus Glucks „Orpheus und Eurydice“ singen. „Mi parenti“ aus Grauns „Britannico“. Ihm gefiel die schlichte Vortragkunst der Schmeling, ihre treffliche Stimme, die, wie er mit Erstaunen feststellte, vom kleinen G bis zum dreigestrichenen C reichte und überall vollkommen stark und gleichmäßig war. Aber noch eins trat hinzu, was ihn für die neue Primadonna einnahm: die Erinnerung an die stimmliche Klangfarbe einer Frau, die er in seiner Jugend verehrt hatte, der Frau von Wreech. — Quanz und Benda verhandelten mit dem alten Schmeling, der in seiner Bescheidenheit weit unter der Gage blieb, die Friedrich bewilligt hatte. Für 3000 Taler wurde die Demoiselle an die Berliner Oper verpflichtet.

Leider geriet die Sängerin bald gänzlich unter den unheilvollen Einfluß des Schuldenmachers und Trinkers Mara. Der König warnte vor diesem „Kujon“, wie er den Cellisten nannte. Umsonst. Der alte Schmeling verprügelte zum Spaß ganz Berlins eines Nachts den Böhmen auf offener Straße. Vergeblich. Die liebestolle Tochter verlangte vom König ihres Vaters Ausweisung. Friedrich war verstimmt über die Un dankbarkeit der Schmeling, deren Gage er freiwillig verdoppelt hatte, weil sie alle Erwartungen auf der Bühne übertraf. Er willigte endlich in die Heirat Gertruds und Maras, dieses „herrlichen Mannes“, wie er ihn zu nennen pflegte, ein, obwohl er die Ehen seiner Künstler und Offiziere nicht schätzte.

Mara trieb es arg und ärger. Infolge seiner Schulden kam er mit seiner Gage und der seiner Gattin nicht aus. Er schmuggelte auch noch in der Kutscherei des Prinzen Heinrich, die dieser seinem Konzertmeister für die Konzertreisen zur

Verfügung gestellt hatte, unheimliche Mengen Kaffees. Er weigerte sich eines Tages, vor der Gattin des Königs in Schönhausen zu spielen, wurde geholt, kam völlig betrunken ins Schloß und wurde für seine Frechheit hinausgeworfen. Friedrich war empört. Er ließ den „Kujon“ festnehmen und nach Marienburg abtransportieren. Madame Mara fiel dem König zu Füßen, erschlehte die Freiheit ihres Gatten, dem sie hörig war. Die schöne Stimme seiner Primadonna veranlaßte Friedrich immer wieder, Gnade zu üben. Mara war wieder frei und betrieb nun, als Prinz Heinrich ihn fristlos entlassen hatte, die hinterhältigsten Pläne gegen den König und seinen Hof, wozu ihm leider seine Frau hilfreiche Hand lieh.

Der Besuch des russischen Großfürsten Paul Petrowitsch war angesagt. Dem König lag viel daran, diesen Gast in seiner Residenz zu feiern, um seine Freundschaft gegen Russland zu befunden. In der Oper sollte Grauns „Angelica e Medoro“ aufgeführt werden, zu der Friedrichs neuer Kapellmeister Reichardt eine neue Arie komponiert hatte, weil dem König die alte von Graun wegen ihrer Sentimentalität nicht gefiel. Die Mara schickte die Arie auf Betreiben ihres sauberer Gatten an den Direktor des Spectacles, Baron Arnim, als unisigbar zurück. Wegen des unverschämten Briefes setzte der König Mara wiederum fest und ließ ihn nach Spandau bringen. Die Primadonna kam jetzt wohl zu den Proben, legte sich jedoch am Tage der Aufführung, als die Feierlichkeiten zu Ehren des Großfürsten bereits in vollem Gange waren, zu Bett. Friedrich geriet außer sich über diese Gemeinheit. Er beauftragte kurz entschlossen einen Offizier und vier Mann, die Mara auf jeden Fall in die Oper zu schaffen und sie angeleidet oder im Bett auf die Bühne zu bringen. Sie müßte singen! Sein Leibarzt hatte die „Kranke“ nämlich untersucht und sie völlig gesund befunden. Es war also eine reine Pflichtversäumnis. Um dem Standal zu entgehen, verstand sich die Primadonna im letzten Augenblick dazu, aufzustehen und in ihrer eigenen Kalesche, vom Offizier begleitet, ins Opernhaus zu fahren. Sie sang anfangs mit Gewalt schlecht. Als Friedrich ihr aber im geheimen überbringen ließ, der Großfürst habe sich wenig günstig über sie geäußert, da ging doch ihr Künstlerstolz mit ihr durch, und ihre Stimme entfaltete sich zu nie gehörter Pracht. Zur Belohnung — so war der König von ihrer Kunst eingenommen — gab er ihren Gatten frei.

Und was tat dieses undankbare Pärchen? In den Monaten, die darauf folgten, betrieb es seine Ausreise nach London. Es kamen die Vorbereitungen für den drohenden Krieg mit Österreich. Bei dem Wirrwarr gelang es Mara und seiner Frau, aus Berlin ohne Päpse zu entkommen. An der sächsischen Grenze wurden sie von Friedrichs Reitern eingeholt und abgefangen. Man erwartete den Befehl zum Rücktransport und zur Bestrafung. Aber der König war es müde, sich mit den Launen der undankbaren Sängerin und ihres niederrächtigen Kujons abzugeben und ordnete an, sie laufen zu lassen, wohin sie wollten.



Das Geheimnis.

Er: „Ich begreife einfach nicht, wie das Geheimnis sich so herumsprechen konnte!“

Sie: „Mir ist es auch unverständlich; alle Bekannten, denen ich davon erzählte, haben mir doch bestimmt versprochen, nichts weiterzuerzählen!“